

Der Kampf mit dem Toten [Fortsetzung und Schluss]

Autor(en): **Stickelberger, Emanuel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und wieder, wie vorhin, schlug in des Ritters Gehirn gleich einem Wetterleuchten der Funke jäher Verstandesoffenbarung ein. Verschwunden war das Gespenst, entwichen die Angst, die ihm soeben noch die Haare gestäubt hatte: Er fühlte nur, wie er durch sein Gebaren in dem bedächtigen Mann neben sich einen Verdacht wecken musste, der ihm leicht zum Verhängnis werden konnte. Der Erhaltungstrieb gewann die Herrschaft; noch einmal gelang es ihm, die unbotmässigen Sinne zu zügeln.

Er schlug eine gelle Lache an: «Botz Wunden, Ihr versteht keinen Spass, Voltschi. Eine leere Tasche, weiter nichts, ha ha! Seht, ein paar Kreuzer sind ihr einziger Inhalt. Vor Jahren kam sie mir abhanden. Nun finde ich sie wieder von ungefähr!»

Er verliess den Keller, gefolgt von dem kopfschüttelnden Nachbarn.

Wieder liessen sie sich auf der Ofenbank nieder. Voltschi wunderte sich über die Ruhe, die der Junker nach den hirnwütigen Reden plötzlich zeigte. Geraume Zeit verharrten beide in Schweigen. Dann begann der Fürnach: «Es ist ein gut Ding, Voltschi, um einen rühmlichen Leumund, wie ihn ein alt eingesessen Geschlecht besitzt; des mag sich einer billig erfreuen.»

Der Meister gähnte vernehmlich; ihn zog's ins Bett.

Der Ritter aber spann seinen Gedanken weiter.

«Leicht mag ein Zugezogener, über dessen Vorfahren niemand nichts weiss, in den Verdacht von allerhand Schelmenstücklein geraten, selbst wenn er daran unschuldig ist. Wer aber könnte einen Achtburger solcher Dinge bezichtigen? Oder wisst Ihr eine Zeit, da mein Geschlecht zu Basel nicht mit Ehren genannt wurde? Schon vor hundertfünfzig Jahren, da König Albrecht hier weilte, ward ein zer Sunnen als weiser Dolmetsch erfunden, der dem König des hochfahrenden welschen Bischofs arge Worte so trefflich übersetzte, dass der geplante Königsmord in unsern Mauern vermieden und dadurch von der Stadt schweres Unheil abgewendet ward. Ihr dürft mir glauben: Einem alten Ehrengeschlecht anzugehören, ist ein Schirm gegen ungerechte Verdächtigungen!»

«Wohl Euch, wenn Ihr dieser Zuversicht seid!», meinte der Meister und warf die Unterlippe auf. «Erst vergangen sah ich drei Herrensöhne den Kugelhut tragen; mich dünkte, es seien die edeln Junker Syntz, von Utingen und zem Haupt. Mag sein, sie empfinden ihn für Kirchgang und ehrliches Werken . . .»

«Jugend hat nicht Tugend!», unterbrach der

Fürnach. Die Wendung im Gespräch diente ihm nicht, denn der gelbe Strafhut mit den aufgenähten schwarzen Würfeln, auf denen die grossen weissen Augen so offenkundig nach allen Seiten lugten, hatte ehemals kaum ein Haupt öfter geschmückt als seines. «Ich meinte weniger die Torheiten, die mit dem Kugelhut gesühnt werden können, als arge Verbrechen: Mord und Raub.»

«Mit dem liederlichen Vertun liederlich erworbenen Geldes, mit Falschspielen und Händeln in Wirts- und Frauenhäusern beginnt, was mit Raub und Totschlag endet!», versetzte der Weber gelassen.

Jerg zer Sunnen wollte auffahren. Doch das bewusste Fünklein Verstand war noch nicht ganz erloschen. Er ersäufte den aufsteigenden Jähzorn in einem überlangen Schluck, dann ergriff er die Hand des Nachbarn. Jetzt lallte er mit dem blöden Lachen der Trunkenheit, und die Augen flossen ihm über vor Rührseligkeit. «Voltschi, wozu wollen wir streiten? Lasst uns als biedere Nachbarn zusammenstehen wider jeden Feind, ha, ha, wider jeden!» Er liess des andern Hand nicht los; der suchte ihn gutmütig zu beschwichtigen. Der Berauschte aber war in Gedanken verbohrt und schwatzte mit schwerer Zunge weiter: «Möge der Müller von Tambach kommen und der König von Frankreich und der Schilling und der Dreihenker und der ganze Rat, ha ha. Wir stehen zusammen, Voltschi, zusammenstehen, sag ich! Sind wir Fro . . . Fro . . . Freunde?» Wieder wollte er zum Krüge greifen.

Jetzt fand der Meister, es sei genug. Er fasste den sesshaften Gast kräftig unter die Arme, brachte ihn ungeachtet seines Sträubens die Stiege hinauf und lieferte ihn der wenig erbauten Schalerin ab, deren Schelten noch eine Weile durch die Zimmerdecke vernehmbar war.

In seine Stube zurückgekehrt, fiel des Webers Blick auf die Geldtasche, die dem Betrunknen entfallen war. Er wollte sie sofort hinauftragen; allein die Neugier überkam ihn, ihren Inhalt genauer zu besichtigen, da ihr Anblick Fürnach so sehr in Unruhe gebracht hatte. In der Tat: Nur Münzen von geringem Wert; schon wollte er die Tasche wieder schliessen, da griff er nach einem zusammengefalteten Papier mit anhängenden Siegeln. Er öffnete es und entzifferte mit Mühe das Geschriebene. Es war ein Gültbrief, ausgestellt zugunsten Claus Schillings, des Gemordeten.

Wie mit einer Keule vors Haupt geschlagen, taumelte Meister Voltschi zurück. Mit einem Mörder, einem Raubmörder, hatte er den ganzen Abend gezecht! Ohne den leisesten

Der Kampf mit dem Toten

(Fortsetzung und Schluss)

Erzählung von
Emanuel Stichelberger

Verlag: Huber & Co. AG,
Frauenfeld

Presserechte und Vertrieb:
Neue Presse Agentur (NPA),
Heimstrasse 3, Frauenfeld

Argwohn hatte er dessen schlimme Reden angehört. Alles, was der Junker im Verlaufe der letzten Stunden gesagt, ward ihm nun gegenwärtig und diente ihm zur Bestätigung der Urheberschaft des Fürnachs an der Mordtat, die alle Gemüter bewegte.

Er legte das Schriftstück in die Tasche zurück, verwahrte sie in seiner eisernen Truhe und begab sich zur Ruhe, wohl entschlossen, am nächsten Morgen den Verbrecher anzuzeigen.

In des Fürnachs Ohren klangen die Vorwürfe seines erbosten Gemahls nur noch wie das Heulen eines entfernten Sturmes. Kaum zu Bett, umfing ihn tiefer Schlaf. Als er etliche Stunden später mit schmerzdem Haupte und brennender Kehle erwachte, leerte er gierig einen Becher Wasser. Darauf floh ihn der Schlummer, und er begann mit dem geschärften Denken, das zu nachwachsender Zeit so leicht alles in den Schleier der Düsternis hüllt, über die Vorkommnisse des Tages zu sinnen. Er verwünschte den Augenblick, da er dem fremden Raubmörder sein Tor öffnete, er, der kühl berechnende, auf seinen Vorteil Erpichte, dem noch nie das Mitgefühl für seinen Nächsten auch nur einen Atemzug lang zu schaffen gemacht hatte. Welche höllische Macht hatte ihn so kopflos handeln heissen?

Er liess sein Gespräch mit dem Weber an sich vorüberziehen, und es gelang ihm, sich das meiste darauf wieder zu vergegenwärtigen. Es lief ihm bei der Vorstellung siedend heiss über den Rücken, der einfältige Mann möchte Argwohn geschöpft haben; er nahm sich vor, ihn in aller Frühe aufzusuchen.

Dass er sich, ganz entgegen seinen sonstigen Gepflogenheiten, seiner Frau offenbart hatte, erhöhte die Unruhe. Aber geschah nicht auch das unter einem Zwang, stärker als sein Wille? Waren geheime Kräfte am Werk, ihn zu verderben, just im Augenblick, da es ihm gelingen wollte, mit seiner bewegten Vergangenheit zu brechen, da er bereits etliche der Stufen erklommen hatte, die zu Ehre und Ansehen im städtischen Gemeinwesen führten.

Eine abergläubische Angst befiehl ihn. Er warf sich im Bett herum, suchte sich zur Ruhe zu zwingen, vergrub den heissen Kopf in den Kissen und fuhr wieder auf: Ein brechendes Augenpaar starrte nach ihm mit einem Ausdruck verzweifelnden Vorwurfs. Er senkte die Lider, um das Gesicht nicht mehr zu sehen; doch es erschien von neuem, noch entsetzlicher, diesmal mit dem Ausdruck siegesgewisser Rache.

Er stöhnte auf. «Klaus Schilling, was hab ich mit dir zu schaffen?» Die furchtbaren

Augen liessen nicht nach, ihn zu bedrängen. «Du lügst, du lügst!», schien es ihn anzuschreien.

Schon graute der Morgen, als er in unruhigen Schlummer fiel.

Er schlief in den heiterhellen Tag hinein.

Vor der Tür mischten sich laute Männerstimmen mit den Schreckensrufen seiner Frau. Im Nu richtete er sich im Bette auf und griff nach dem Degen. Doch der lag nicht an der gewohnten Stelle: Er hatte ihn in der Trunkenheit verlegt. Schon ward die Türe aufgestossen, herein trat der Hauptmann der Scharwache, gefolgt von seinen Knechten und der händeringenden Schalerin.

Er trat rasch hinzu. «Junker Jerg, ergebt Euch ohne Widerstand!»

Totenbleich fuhr der Ueberraschte an die Wand zurück. «Was ist's? Wes werde ich geziehen?»

«Des Raubmordes an Klaus Schilling.»

«Daran ist er unschuldig, so wahr Gott meiner Seele gnädig sei!», kreischte die Schalerin. «Ich kann Euch alles erklären. Nur seine Gutherzigkeit hat ihn in den Verdacht gebracht.»

«Darüber werden die Urteilsfinder entscheiden», sagte der Hauptmann kurz. «Kleidet Euch an, Fürnach!»

Der Junker sah, dass hier viel Reden unnütz sei. Er zwang seine Stimme zu Gleichmut. «Der erste Schein ist wider mich: bald wird meine Unschuld offenbar sein.»

«Er hat dem Mörder sogar die Geldtasche ausgeschlagen, die er ihm anbot!», heulte Frau Barbara auf. «Nur um mit dem Sünden-geld nichts zu tun zu haben.»

«Schweig, dummes Weib!», herrschte sie der Fürnach an. Die Männer tauschten beziehungs-volle Blicke.

«Ihr scheint mehr um die Tat zu wissen, als Eurer Sicherheit gut ist, Schalerin», sprach der Hauptmann der Scharwache. «Lasst Euch fürs erste nicht beikommen, Euer Haus zu verlassen.» Und er gab zweien der Knechte den Befehl, den Ausgang zu bewachen.

Sie warf sich fassungslos auf den Boden und schrie: «O heilige Mutter Gottes, die Schande, die Schande!»

Ihr Gatte achtete ihrer nicht mehr, da er, von den Scharwächtern geführt, das Gemach verliess.

Als der kleine Zug das Erdgeschoss betrat, ward die Türe von innen bis auf einen Spalt zugezogen. Dem Junker fiel plötzlich bei, niemand als der Nachbar könne an seiner Verhaftung die Schuld tragen. Verbissen warf er hinüber: «Habt umsonst den Judas gespielt, Voltschi. Ein Wort zuviel beim

Wein bricht einem Achtburger zu Basel den Hals nicht!»

Draussen hatte sich bereits eine neugierige Menge eingefunden, die den Fürnach feindselig und mit offenen Schmähungen empfing. Es fehlten nicht die in jeder Ansammlung vertretenen Besserwisser, die dem angesehenen Mitbürger längst eine Mordtat zugetraut hatten. «Schaut ihn an: hat er nicht einen richtigen Mörderblick?», belferte eine stämmige Kuttlersfrau und ballte die Faust gegen den Gefesselten. «Geschicht der Schalerin recht!», ergänzte schadenfroh die Beckin vom Bäumlein; «ist genugsam gewarnt worden vor dem Ruch. Aber so einer gilt ein hoffärtig Mannsbild mehr als Reichtum und Tugend.» Ihre Blicke streiften neidisch die schöngewachsene Gestalt des vornehmen Mannes, der da als ein gemeiner Verbrecher abgeführt ward.

So musste Junker Jerg wie mancher vor ihm und nach ihm den jähren Wandel der öffentlichen Meinung erfahren.

Der Hauptmann der Scharwache, der das erste Verhör abnahm, hatte gemeint, leichtes Spiel zu haben: die Aussage des wohlbeleumdeten Webers, der Besitz der Geldtasche des Ermordeten und nicht zuletzt das Fehlen jeder andern Erklärung für die Mordtat waren schlüssige Beweise für die Schuld des Junkers.

Allein bald fanden sich gewichtige Gründe für die Behauptung, er habe dem Mörder nur Unterschupf gewährt. Mochte das Zeugnis der Schalerin als befangen abgelehnt werden, die Spuren vom Aufenthalt des Mörders im Keller und die von dem hintern Törlein zur Lachsfallē listig zur Abwendung des Argwohns vorgetäuscht sein: der Weidling, den der fremde Landstörzer zur Flucht benutzt hatte, wurde unweit Kembs beigebracht und etliche Tage später dieser selbst zu Breisach bei einem Einbruch gefasst.

Schien es somit glaubhaft, dass der Junker den Mord nicht selbst begangen hatte, so war keineswegs erwiesen, dass er mit dem Täter nicht unter einer Decke steckte. Dass er aus Gutherzigkeit gehandelt habe, glaubte ihm keiner: man kannte seine eigensüchtige, auf Vorteil und Gewinn bedachte Art. Also ward nach vielem Werweissen vom Rate trotz den Bemühungen seiner Verwandten beschlossen, den Junker bis zur Klärung der schwierigen Sache im Turm zu behalten. Zu dieser Klärung sollte es, wie man hoffte, bei der feierlichen Gerichtsverhandlung und Aburteilung des Mörders im Rathshofe kommen; womit es indessen gute Weile hatte, denn die Breisacher liessen es sich nicht nehmen, den gefangenen Galgenvogel aus

freundnachbarlicher Rücksicht für die Basler fürs erste ein wenig zu pfeetzen und zu gichtigen.

Der Fall bereitete der städtischen Rechtspflege viel Kopfzerbrechen. Den Ratsherrn Matthias Eberler im besondern versetzte sie in fieberhafte Unruhe. Diesem betriebsamen und tatkräftigen Manne, der es vom Handelsjuden zum Grosskaufmann und Ritter gebracht haben sollte, war durch das Taufwasser wohl der Makel seiner Herkunft, nicht aber deren Anlagen und Merkmale abgewaschen worden. Er setzte seinen scharfen Verstand an die Ergründung des Rätsels, das ihn reizte, gleich einer schwierigen Schachaufgabe; denn er war Jerg zer Sunnen ein Nebenbuhler um die schöne Schalerin gewesen und hatte es nie verwunden, dass der stattliche Reisläufer ihn trotz seinen Geldsäcken ausgestochen hatte. Auf die erste Nachricht von der Urheberschaft des Fürnachs am Raubmorde Klaus Schillings hatte er sich, den Ereignissen vorausseilend, als Freier der Witfrau des Gerichteten gesehen. Die Zweifel an dessen Schuld waren ihm darum ein Strich durch die Rechnung, und er beschloss, auf eigene Faust an der Aufklärung des Falles zu arbeiten; zu diesem Behufe verschaffte er sich vom Ratsschreiber Einsicht in die Befundschriften der Verhöre.

Matthias Eberler war sich, wie andere, darüber klar, dass nimmer das lautere Mitleid den Junker zur Aufnahme des fremden Uebeltäters hatte bewegen können. Und da er mit allem Nachsinnen auf keinen triftigen Grund für dies absonderliche Gebaren kam, begann er in den Akten nach einem Anhalt zu forschen. Alsbald fiel ihm der Name eines Müllers von Tambach auf, den der Junker zweimal, davon einmal im Zusammenhang mit dem des Königs von Frankreich genannt hatte. An diesen Namen hielt er sich. Und setzte ein Schreiben an seinen Freund auf, den Geldwechsler Manasse zu Freiburg, den er wohlgelitten und stets gut unterrichtet wusste; er ersuchte ihn, fleissig zu forschen, ob sich etwa vor Jahren im benachbarten Tambach oder anderswo etwas Besonderes ereignet habe mit einem Manne, genannt der Müller von Tambach.

Mittlerweile rastete die Schalerin nicht, ihren Mann zu befreien. Da ihre und ihrer Angehörigen Eingaben an den Rat erfolglos blieben und sie im Gegensatz zu den meisten der Ueberzeugung war, er habe dem fremden Uebeltäter in unkluger Herzensregung Beistand geleistet, nahm sie ihre Zuflucht zu der Waltpacherin, die noch immer in Basel weilte. Dass die Hellseherin den Mörder unter ihrem Dache erfüllt hatte, wan-

delte Frau Barbaras Einschätzung ihrer Gabe ins Ueberschwengliche; sie zweifelte nicht mehr daran, die Freundin sei mit geheimen Kräften ausgerüstet.

Agnes Waltpach wehrte sich anfänglich verzweifelt gegen das Ansinnen der Jugendgespielin, sie zu dem Gefangenen zu begleiten. «Noch nie haben meine Gesichte Gutes gebracht, je und je waren sie Vorboten des Unglücks», sagte sie traurig. Frau Barbara aber liess sich von ihrem Plan nicht abwendig machen. «Komm und sieh ihn, sprich mit ihm, und alles wird gut werden!»

Ob diesem Wunderglauben lächelte die Waltpacherin leise. «Gewinnst du etwas, wenn ich seine Unschuld bestätigen kann? Was gelten meine Eingebungen ändern?»

Doch vor der blinden Zuversicht der Freundin versagten ihre Einwände. Frau Barbara liess mit stürmischen Bitten und Flehen nicht nach, bis die Hellseherin, immer noch widerstrebend, doch von der frischen sinnlichen Art der Jugendgespielin gewonnen, ihre Einwilligung zu dem gemeinsamen Besuch im Kerker gab.

Als der Türhüter aufschloss, mussten die Frauen ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnen. Kaum aber unterschied Frau Barbara die Umriss des auf einer Strohpritsche Kauernden, da stürzte sie in unverhaltener Aufwallung auf ihn zu und überhäufte ihn mit stürmischen Liebkosungen. Und siehe: dem in seine Bitterkeit verbissenen Mann tat es wohl, ihre runden Arme um seinen Nacken und ihre Tränen auf seinen Wangen zu spüren; auch er ward weich und umfing sie leidenschaftlich.

Eine Bewegung der zweiten Besucherin liess ihn aufblicken. Frau Barbara hatte ob der wehmütigen ersten Freude des Wiedersehens die Gefährtin vergessen gehabt. Nun sagte sie eifrig: «Hier bringe ich dir die Agnes Waltpach, die alle Geheimnisse errät und deine Unschuld an den Tag bringen wird!» Fürnach fühlte den Blick der Besucherin. Es befiel ihn eine verzehrende Unruhe. Er hielt die Hand vors Gesicht, um sich der durchdringenden Kraft ihres Auges zu erwehren. Sein Atem ging heiss, seine Worte waren unsicher und heftig. «Was wollt Ihr von mir?»

Schier die nämliche Bewegung machte die Waltpacherin. Sie reckte den Arm. «Oh, etwas Willkommeneres kann mir nicht widerfahren, als wieder gehen zu dürfen.»

Sie wandte sich zur Türe.

Doch schon hatte ihr Frau Barbara den Weg vertreten. «Bleibe! Du *musst* die Wahrheit finden und allen Argwohn zunichte machen!»

«Ein Narr, wer von diesen Künsten etwas hält», maulte der Gefangene verbissen.

Die Hellseherin blickte starr vor sich. «Ihr fürchtet die Wahrheit!»

«Fort, fort von hier, Ihr wollt mich verderben!», fuhr er wütend auf; klirrend rissen ihn die Ketten zurück.

Doch schon hatte die Waltpacherin nicht mehr die Freiheit, zu gehen. Die Sehergabe war über sie gekommen: Sie las dem im Halbdunkel kauernden Mann Gedanken von der Stirne, als stünden sie in flammender Schrift darauf geschrieben. Jedes ihrer Worte schmerzte sie, weil es der Freundin blutige Wunden schlug; dennoch musste sie reden, von einem unerbittlichen Geist getrieben. Ihre Stimme hallte in erschütternder Festigkeit, eintönig, fast klagend.

«Ihr saht den Ueberfall des schwarzen Gewaffneten auf den alten Bürger zwanzig Schritte vor Euerm Hause geschehen, saht ihn dem zu Tode Getroffenen die Geldtasche entreissen. Und unversehens vermeinet Ihr, selbst in des Raubmörders Gestalt zu stecken. Euerer Sinne nicht mächtig, eiltet Ihr zur Haustür, zogt ihn, der gerade an ihr vorbeischlich, zu Euch in den Hausflur und verbargt ihn im Keller. Als sich der Meuchler in sicherem Gewahr befand, begriffet Ihr Euer Handeln nicht mehr.»

Sie hielt inne. Der Gefangene stöhnte leise, als wisse er, es erfülle sich in dieser Stunde unabwendbar sein Geschick.

«Wolltet *Ihr* das weitere offenbaren, Ihr erspartet mir unsägliche Qual», hörte er wie im Traume die hohl klagende Stimme der Hellseherin.

Er schwieg. Da fuhr sie fort: «Warum Ihr in jenem Augenblick der Unbewusstheit der Raubmörder zu sein wähtet, scheint Euch selbst noch verborgen zu sein. So wisset, Jerg zer Sunnen, dass Ihr in den Zügen des sterbenden Bürgers diejenigen des Reiters sahet . . ., des Reiters, der vor Jahren in dem Buchenwäldlein beim Morgendämmern unter Euren Axtstreichen den Geist aufgab. Ihr schautet es leibhaftig, das fahle Gesicht mit den brechenden Augen, das Euch des Nachts so oft zu schrecken kam und das zu bannen Ihr immer wieder in Trunk und Ausgelassenheit unternahmt.»

Er wand sich in seinen Fesseln. «Haltet ein!» «So redet selbst!» Ihre unergründlichen Augen forderten gebieterisch. Noch startete er in angstvollem Trotz in das bleiche Antlitz. Umsonst: Unerbittlich, wie in Marmor gemeisselt, stand sie vor ihm, beherrschte lichtumflossen das Halbdunkel und heischte Unterwerfung.

Und stückweise, in abgerissenen Sätzen, gab

sich das Geheimnis preis, das er anderthalb Jahrzehnte lang gehütet hatte. Umsonst bäumte sich sein Wille auf wider die Macht, die von dem rätselhaften Weibe ausging: Jede Beschönigung, jedes Fortlassen ward sie inne, und schweigend erzwang ihr Blick Berichtigung, bis nur die nackte elende Wahrheit übrig blieb.

«Vor fünfzehn Jahren . . ., ich hatte meinen Abschied beim König von Frankreich genommen . . ., ich ritt mit meinem Knecht Basel zu und gedachte, mich sesshaft zu machen und ein ehrlich Leben zu führen. Uns geleitete ein Reisiger aus dem Breisgau, der . . . Müller von Tambach; er hatte gleich mir dem König vier Jahre gedient . . . Zu Mely im Gasthaus berichtete er mir beim Trunk, wie er aus seinem Sold eine Mühle im Schwarzwald kaufen und eine Jungfrau, die ihm versprochen war, heimführen wolle. Und zählte mir als seinem Gesellen voll herzinniger Freude sein Geld vor: mehr als das Doppelte von dem, was ich selbst heimbrachte. Denn er hatte sparsam gelebt, ich aber mir nichts abgehen lassen. Und . . . in der Nacht gedachte ich, wenn ich das Seine an mich brächte, das würde mich für meine Unhauslichkeit schadlos halten . . . Des Morgens nahm ich den Knecht beiseite und verhiess ihm fünf Dukaten, wenn er mir beistehe, den Tambacher kalt zu machen. Da wir bei einer Stunde von Mely entfernt waren und in ein Vorwäldlein kamen, ritt der Müller langsamer. Vor Freuden über die Heimkehr sprach er von nichts anderem als von der Mühle, die er zu kaufen willens, und von der Jungfrau . . . Sagte, ein Wäldlein gleich diesem sei oberhalb der Mühle, und hielt an, einer Amsel zu lauschen. Er war guten Mutes gleich einem Kinde . . . Ich aber gedachte nur des vielen Goldes, das er bei sich hatte . . . geb dem Knecht ein Zeichen; er hält ihm von hinten die Arme . . ., ich . . . mit der Mordaxt . . . mitten auf die Stirn. Er schreit auf: «Jerg, mordest also deinen Gesellen?» Da . . ., noch etliche Streiche aufs Haupt, bis er still ist. Wir nehmen das Gold, decken den Leichnam mit dürrem Laub zu und reiten weiter . . .»

Die Waltpacherin wandte sich und verliess still den Kerker. Frau Barbara aber, die mehrmals vermeint hatte, der Herzschlag wolle ihr stocken, warf sich dem Unseligen in überströmendem Weh an den Hals. Ihr einziges Gefühl war jetzt unendliches Mitleid, ihr Wunsch der, dem schönen herrischen Manne beizustehen, der, wie eine Eiche vom Blitz, von der Wucht des furchtbaren Verhängnisses gefällt am Boden lag. Er mied ihren Blick, erschöpft und vernich-

tet. Doch sie liess nicht von ihm, den sie jetzt in seiner höchsten Not mehr zu lieben vermeinte, denn je zuvor. Und plötzlich schien ihm die unbedeutende kleine Frau zu wachsen. Er erblickte sie mit neuen Augen; denn das selbstverleugnende hingebende Erbarmen war in ihr erwacht und prägte in ihr Wesen eine nie gekannte Grösse.

Langsam löste sich ein zwiefacher Bann von der Seele des Verbrechers, nicht nur der der letzten Stunde. Sie hielten sich wortlos umschlungen.

Als er wieder zu reden anhub, klang seine Stimme anders als je, seit sie ihn kannte.

«Der Kampf mit dem Toten ist zu Ende. Er hat gesiegt. Jahr für Jahr wähte ich, ihm entrinnen zu können, rang immerfort mit ihm. Er hat nicht nachgegeben und zuletzt die Gestalt des Klaus Schilling angenommen. Ich bin es zufrieden, dass der ungleiche Streit entschieden ist. Gott, der sein Rächer war, sei meiner Seele gnädig!»

Und er beehrte einen Priester.

Zur nämlichen Stunde, da Jerg zer Sunnen der Waltpacherin sein Geheimnis preisgab, überbrachte Matthias Eberler, der Vielgewandte, dem Rate einen Brief, den er soeben aus Freiburg empfangen hatte, und der über einen Mord an dem Müller von Tambach unerwartet eingehenden Aufschluss gab. Peter Fingerlin, ein Freiburger Bogner, hatte den dortigen Behörden seinerzeit über die Auffindung des Leichnams in einem Wäldlein der Champagne Bericht abgelegt. Schweine hatten diesen schon halb verwest sechs Tage nach dem Aufbruch des Unglücklichen von Mely aus dem Laube gescharrt. Ein Trupp durchziehender Reiter erhielt von dem grausigen Funde Mitteilung: Sie erkannten den Ermordeten als ihren Gesellen. Peter Fingerlin, der sich unter ihnen befunden hatte, kehrte flugs nach Paris zurück, den Gerichten über die Untat Bericht zu erstatten. Dort ward der Sache genau nachgegangen: Denn gerade zu jener Zeit hatte der König den Kampf gegen die Schnapphähne, welche die Umgegend der Hauptstadt unsicher machten, scharf aufgenommen. Als der mutmassliche Täter ward einer der heimkehrenden deutschen oder Schweizer Reiter angenommen, und Peter Fingerlin hatte den Fahndungsbrief nach Freiburg gebracht. Er war willens gewesen, den Raubmörder aufzufindig zu machen; allein just als er dem heimgekehrten Waffengefährten nachzuspüren begann, fiel er der Pest zum Opfer, und die Verfolgung unterblieb.

Man war darauf gefasst, den Fürnach peinlich befragen zu müssen. Doch es bedurfte der Folter nicht; mit einer Gelassenheit, die

alle in Erstaunen setzte, legte er ein reuiges Geständnis ab, als einer, der sich sein Tun genau vorgezeichnet sieht. Er verheimlichte nicht; und erlag keinen Augenblick der Versuchung, die gewonnene Ruhe durch Querzüge einzubüssen.

Also ward er gerichtet nach dem Worte, dass, wer das Schwert ergreift, durch das Schwert umkommen soll.

Frau Barbara — hier hört die Fabel auf, sich dem wahrhaft Geschehenen zu vermählen, und überlässt der Geschichte allein das Wort — stiftete zum Gedächtnis ihres enthaupteten Gatten eine Pfründe nebst einem Altar in der Ehre von St. Georg; nach Ablauf einer schicklichen Frist aber reichte sie ihre Hand zum dritten Lebensbunde Matthias Eberler, der es kraft seiner Zielstrebigkeit soeben vom Glücksritter zum richtigen Ritter mit dem Beinamen «zum Grünen Zweig» gebracht hatte, und zog zu ihm in seinen neu erbauten Engelhof, woselbst sie ihm eine ebenso beflissene Hausfrau ward, als zuvor dem Schultheissen und Oberstzunftmeister Andreas Ospennell und dem Raubmörder Jerg zer Sunnen, genannt der Fürnach.

Denn der Frauen Herz kann wandelbar sein wie Volksgunst und Aprilenwetter.

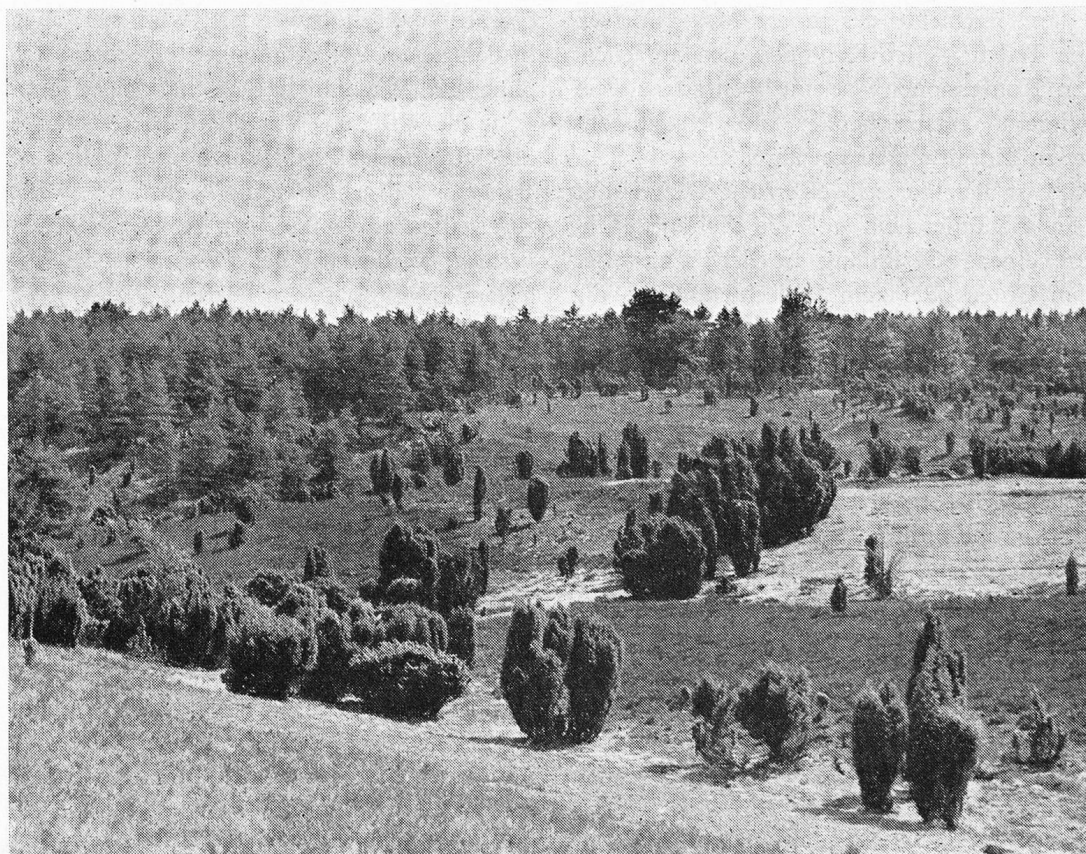
E n d e

Geburtstag des Vaterlandes

von Rudolf Keller

Bevor wir uns anschicken, dem Vaterland den flammenden Geburtstagsstrauss der Höhenfeuer darzubieten, wollen wir in einem Augenblick der Besinnung versuchen, Wesen und Gestalt des Gebildes zu beschwören, dem unser festliches Anliegen gilt.

Nicht umsonst hat ein Grosser des Geistes die Geburtsstunde der schweizerischen Eidgenossenschaft zum Thema eines seiner bedeutendsten Werke gemacht. Ein Stoff übrigens, den die wissenschaftliche Forschung inzwischen in seinen wesentlichen Teilen zur historischen Gültigkeit erhoben hat. Es war der Anreiz eines der grossen Menschheitsideale, der Friedrich von Schiller seinen «Wilhelm Tell» schreiben liess. Dieses Ideal — das Bekenntnis zur Freiheit — ist auch im ersten schweizerischen Staatsvertrag von 1291 niedergelegt. Die schweizerische Eidgenossenschaft entstand aus der Bedrängnis der Zeit. Durch Jahrhunderte hindurch kämpfte sie mit innern Anfechtungen und äussern Gefahren. Doch sie bot der Welt —



*Der Taufstein im Wandel
der Jahrhunderte*

Der romantischste Teil der Heide ist der Totengrund bei Wildsede